

•
LION
FEUCHT
WANGER

Exil
Roman



⊕ aufbau

beschaffen«, sagt sie, »für den Fall, daß die Radioaufführung zustande kommt. Sonst scheitert es zuletzt an so einer Kleinigkeit.« Er taucht aus seinen Betrachtungen hoch, murmelt etwas wie: »Hm« und: »Ja, wie du meinst«. Sie indes besteht, sie wiederholt, und: »Das wird ziemlich teuer sein«, fügt sie sachlich hinzu. »Ich werde es mir überlegen«, erwidert er, schwunglos, ziemlich mürrisch. Sie aber entscheidet sich, resolut: »Ich werde lieber mit Monsieur Pereyro sprechen. Für den ist es eine Kleinigkeit.« Das hört nun er nicht gern. »Steht denn das Ganze dafür?« meint er zögernd. Und: »Ja«, schließt sie entschieden.

Sie wendet sich, zu gehen. Er sieht hoch, und jetzt erst sieht er sie richtig. »Großartig schaust du aus«, lobt er, voll ehrlicher Bewunderung. »Wie du das nur immer fertigbringst. Racker dich nicht zu sehr ab, Alte«, empfiehlt er ihr noch, herzlich, freundschaftliche Besorgtheit über dem hagern Gesicht. »Alte« nennt er sie, betont bayerischen Dialekt spricht er, so daß es wie eine vertraute Liebkosung klingt, und lächelnd fügt er hinzu: »Ich sollte es ja nicht, aber ich muß es doch sagen: wenn's nichts wird aus dem blöden Rundfunk, dann halte ich das auch nicht für einen Mißerfolg. Also adieu, Alte, und gute Verrichtung. Und grüße Pereyros, aber nur, wenn er definitiv ja sagt.«

Nachdem sie gegangen ist, wird ihm sehr gemütlich. Er hängt an ihr. Wenn sie nicht da ist, vermißt er sie schnell; ihm wird warm, wenn er daran denkt, wie oft sie sich in guten und bösen Zeiten bewährt hat, und an die zahllosen Stunden gemeinsamer Arbeit und gemeinsamer Lust. Aber da man halt zu dritt bloß die beiden Zimmer hat und Tag und Nacht aufeinanderhockt, ist es eine schöne Sache, einmal allein zu sein. Er läuft hin und her, das heißt, laufen kann man nicht in dem überfüllten Zimmer, er windet sich durch. Er ist ganz in sich eingesponnen, die Geräusche von nebenan, von der Straße stören ihn nicht.

Es ist ein gesegneter Vormittag, er hat zwei lange Stunden allein vor sich. Es ist keine Verschwendung, wenn er sich's leistet, ein bißchen vor sich hin zu spinnen. Er braucht das von Zeit zu Zeit, es ist förderlich, ohne das kann man nicht existieren.

Er setzt sich wieder in den ausgeessenen Wachstuchstuhl, in unbequemer Haltung, aber ihm ist sie bequem. Leise tickt die Wanduhr, die schöne, aus Deutschland gerettete, die Zeit läuft ab, und er meditiert. Man muß manchmal innerlich Inventur aufnehmen. Nicht pedantisch natürlich, beileibe nicht, nicht mit formulierten Worten. Dennoch hat er

so etwas wie einen Maßstab: er sucht sich Rechenschaft abzulegen, ob er in diesen zwei Jahren Exil künstlerisch weitergekommen ist.

Anna behauptet manchmal, es sehe aus, als ob »Die Perser« heute noch unfertiger wären als vor zwei Jahren, und in gewissem Sinn hat sie recht. Trotzdem ist er weitergekommen. Er ist sich selber gegenüber noch strenger geworden, fast so streng wie Anna; er arbeitet noch langsamer, aber besser, richtiger. Und er darf sich auch bei ehrlichster Selbsterforschung sagen, daß er nicht im leisesten nach der Wirkung schießt, daß er nicht um des Erfolges willen Musik macht, sondern nur um des Werkes willen.

Er lächelt über Anna, ihre Betriebsamkeit, ihre eifrige Bemühung um den Rundfunk. Sie weiß doch, wie wenig bei einer solchen Aufführung herauskommen kann. Was er will, ist selbst aus einem guten Orchester nur mit vielen Proben herauszuholen. Wie soll er es aus widerwilligen Musikern herauskriegen mit wenigen, hastigen Proben? Und selbst wenn eine halbwegs anständige Aufführung zustande käme: die Hörer wären nicht aufnahmebereit für seine Musik. Ihre Ohren und ihre Herzen sind verstopft durch den Schmutz und das Schmalz der wohlfeilen, vulgären, sentimental und schmissigen Melodien, mit dem sie jahrein, jahraus angefüllt werden. Es ist verlorene Mühe. Wie die Dinge heute liegen, werden von zehn Hörern acht seine Musik als Katzengeheul empfinden, einer wird sich höflich bemühen, etwas darunter zu verstehen, und höchstens einer wird sie wirklich aufnehmen.

Sepp Trautwein sitzt in dem ramponierten Sessel. Schön wäre es, wenn er seine Musik einmal mit leiblichem Ohr aufklingen hörte. Aber sein inneres Ohr hört sie schon jetzt, er macht sich das nicht vor, es ist so. Das Motiv, das er heute morgen gefunden hat, klingt in ihm. Er hört die Verse des Äschylus und seine Musik, er hört den hellen, frechen, kühnen Schlachtruf der Griechen, welche die im Meer zappelnden Perser erschlagen, er hört das Jammergeschrei der Sterbenden, ihr Aiai und Ululu und Oioi, dieses ganze, exotische Geheul, er arbeitet nicht und doch ungeheuer intensiv, es strömt um ihn, in ihm. Er sitzt da, blicklosen Gesichtes, abwesend, und während sein Ohr das leise Ticken der Wanduhr aufnimmt, lauscht er gespannt in sich hinein, auf diesen inneren Strom.

Dann, mit einem kleinen, unwilligen Ächzen, steht er auf, setzt sich an den Schreibtisch, arbeitet methodisch, gewissenhaft, konzentriert, um sein widerspenstiges Geträum in die

verdammten fünf Linien des Notenpapiers zu zwingen.

2

Die »Pariser Nachrichten«

Es war ein schöner Morgen, und es wird ein schöner Vormittag.

Sepp Trautwein, auf der Redaktion der »Nachrichten«, kriegt, nach einigem Gebrumm der Kollegen, Erna Redlich an die Schreibmaschine, die Sekretärin, mit der er am liebsten arbeitet. Er ist gut in Form, und der Artikel über die Physiognomien der musikbegeisterten Führer des Dritten Reiches gibt ihm die Möglichkeit, von den Dingen zu reden, die ihm am meisten am Herzen liegen, von Musik und Politik. Der Aufsatz bekommt den Schmiß, die derbe, münchenerische Kraft, die er ihm geben will.

Allein es liegt ziemlich viel dringliches Material vor, und es ist zweifelhaft, ob man den Artikel schon in der nächsten Nummer bringen wird, wenn Trautwein nicht nachdrückt. Mit seinem etwas unbeholfenen Schritt, die Füße nach innen gekehrt, tappt er in das Büro Franz Heilbruns, des Chefredakteurs.

Wenn man die gepolsterte Tür durchschritten hatte, die aus den kahlen Redaktionsräumen in Heilbruns Büro führte, war man in einer andern, in einer früheren Welt. In Berlin, als Chefredakteur der »Preußischen Post«, der angesehensten Zeitung der Hauptstadt, hatte Heilbrun größten Einfluß gehabt; wenn er sich dort als Grandseigneur gegeben, dann hatten seine großartigen Worte und Gesten zu seiner Stellung gepaßt. Hier, in der Redaktion der »Pariser Nachrichten«, der »P. N.«, wie man sie allgemein nannte, wirkten sie fast lächerlich. Heilbrun aber, obwohl er sich dessen bewußt war, konnte das prächtige Gewese nicht lassen, er war ein König im Exil, und Trautwein, mit der Bildhaftigkeit des Oberbayern, fand, Heilbruns large, signorile Art schlottere um ihn wie ein zu weit gewordener Anzug um einen Abgemagerten. Auch heute wieder, innerlich lächelnd, mit gutmütiger Ironie, konstatierte Trautwein, wie Heilbrun das große, kahle Büro so umzuwandeln versucht hatte, daß er hier »empfangen« könnte; trotz aller Dürftigkeit hatte er dem Raum die Spuren des eigenen, flotten, eleganten Lebens

aufzudrücken versucht. Ein kostbarer Teppich war da, freilich viel zu klein, eine bequeme Couch, der Schreibtisch war stattlich, aus gutem Holz, und trotz der Gefahr, daß einer der vielen Ausgehungen, die hier hereinkamen, sie stehlen könnten, standen Zigaretten unverschlossen herum.

Chefredakteur Heilbrun nimmt, wie Trautwein eintritt, die Zigarre nicht aus den Winkeln der langen, genießerischen Lippen. Doch Trautwein weiß, das hat nichts zu bedeuten; die beiden Männer stehen gut miteinander, ihre politischen Anschauungen decken sich, beide sind sie tolerant und heftig zugleich. Im übrigen ist Franz Heilbrun unausgeschlafen wie so oft. Er ist sechzig, er arbeitet gern, aber er lebt auch gern, seine Tage sind zu kurz, seine Nächte sind zu kurz.

»Na, mein Lieber«, begrüßt er Trautwein, »was bringen Sie uns Gutes?«, und mit weiter Gebärde der großen Hand weist er auf den bequemen Besuchersessel. Trautwein gibt ihm das Manuskript, Heilbrun liest, schmunzelt. »Gut, derb, deftig, bayrisch«, meint er. »Ein bißchen viel ist die Rede von Ärschen, Fürzen und dergleichen. Wenn Sie den oder jenen weglassen könnten, wirkten die andern stärker.« – »Bon«, sagte friedfertig Trautwein. »Ich werde es gleich machen; dann geht es in Satz und ist auf alle Fälle bereit, wenn der Artikel in der nächsten Nummer erscheinen soll.« – »Natürlich soll er«, erwidert Heilbrun. »Es ist einiges Dringliche da«, wendet anständigerweise Trautwein ein. »Ein guter Aufsatz ist immer dringlich«, erwidert Heilbrun. »Leider, oder glücklicherweise, wie Sie wollen, haben wir ja Aktualität nicht mehr so notwendig wie in Berlin.« Während er den Artikel las und während des kurzen Gespräches hernach hatte er sich belebt; jetzt erschlaffte er wieder, sein großer, viereckiger Kopf mit den weißen, kurzgeschnittenen, borstigen Haaren sah müde aus.

Trautwein verabschiedete sich und war schon unter der Tür, als Herr Gingold eintrat, der Verleger. »Ah, unser teurer Mitarbeiter«, sagte Herr Gingold mit bemühter Liebenswürdigkeit und streckte Trautwein die Hand hin, den Arm eng an den Körper gepreßt. »Teuer?« fragte Trautwein zurück. »Bei Ihren Honorarsätzen?« Er sprach nicht gern von Gelddingen; doch Gingold mit seinem falschfreundlichen Lächeln und seinen schadhaften Zähnen gehörte zu den wenigen Menschen, gegen die er eine ausgesprochene Abneigung hatte. Gingolds hartes, fleischloses Gesicht, sein viereckiger, grauschwarzer

Bart, seine unter der Brille hervorspähenden kleinen Augen, seine altmodische, betont bürgerliche Kleidung, langer Rock, Gummizugstiefel, alles verdroß den sonst duldsamen Trautwein. »Die Honorarsätze erhöhen, das ist mein Traum, seitdem ich das Blatt gegründet habe«, erwiderte Gingold, noch stärker grinsend, bestrebt, die trockene Stimme sanft, schmeichlerisch zu machen; trotzdem ging sein Geknarr dem musikalischen Trautwein auf die Nerven. Auch daß er sich zu der Behauptung erdreistete, er habe die Zeitung gegründet, ärgerte Trautwein; denn alle Welt wußte, daß die »Nachrichten« die Idee und die Gründung Heilbruns waren, während Gingold das Unternehmen lediglich finanzierte, und das zu drückenden Bedingungen. Trautwein wunderte sich, daß Heilbrun Gingolds Behauptung geduldig hinnahm. »Aber«, fuhr Gingold fort, »Sie wissen ja, was alles einer Erhöhung der Honorarsätze im Weg steht«, und er legte umständlich dar, daß er eben deshalb zu Heilbrun gekommen sei, weil er ihm eine weitere Einschränkung des Gesamthonorars fürs Feuilleton vorschlagen müsse.

Da Heilbrun nicht erwiderte – vielleicht wollte er es in Gegenwart Trautweins nicht zu einem Streit kommen lassen –, beharrte Gingold nicht auf dem Thema, sondern griff ungeniert nach Trautweins Manuskript. »Manuskript für uns, wie ich sehe«, meinte er. »Ich erkenne es daran«, kommentierte er, »daß es mit unsern Schreibmaschinen getippt ist.« Er lächelte fatal; er sah es nicht gern, daß Mitarbeiter, die nicht fest angestellt waren, seine Schreibkräfte in Anspruch nahmen. Hätte er noch mehr gemäkelt, dann wäre ihm Trautwein grob gekommen. Doch Gingold verzichtete klüglich auf jede weitere Anzüglichkeit, und Trautwein mußte ihm das Manuskript wohl überlassen. Gleich gierigen Ratten liefen Gingolds harte Augen über die Zeilen, bissen sich an einer Stelle fest, gingen weiter, bissen sich an einer zweiten Stelle fest. Alle schwiegen. Endlich hatte Gingold fertig gelesen. »Sehr hübsch«, sagte er, »sehr gut gesagt, ein echter Trautwein«, und er gab weitere platte Lobesworte von sich. »Aber«, meinte er, und gegen seinen Willen wurde seine knarrende Stimme herrisch, »wenn ich Ihnen raten darf, dann streichen Sie ein paar Derbheiten«, und mit steifem Finger die Zeilen nachfahrend, las er laut jene Stellen, die ihm nicht gefielen. Wie er sie las, klangen sie wirklich unflätig und witzlos. »Sie gebrauchen«, erläuterte er, »diese kräftigen Worte in bezug auf einen Mann, der immerhin die juristische Qualität eines Staatsoberhauptes hat. Man liebt uns nicht sehr, und es ist